

zahl ohne Mühe vermehren können, wenn es ihm denn geraten erschienen wäre. Folglich sollte von diesem Prinzip des gleichen Versumfangs nur im Notfall abgewichen werden, den ich aber in der Vielzahl der Fälle, in denen die Schäfersche Übersetzung eine Erweiterung vornimmt (oder an zwei Stellen auch eine Verminderung), nicht überall gegeben sehe. Immerhin geht diese Erweiterung in drei Dutzend Fällen über drei Verse hinaus, und sie geht mit Strukturveränderungen des ganzen Gedichtes einher, wo der Versumfang gar um acht, neun, zehn oder zwölf Verse vergrößert wird (in 10 Fällen). Im Falle des neben „Ithaka“ wohl bekanntesten Gedichtes von Kavafis „Wartend auf die Barbaren“, in welchem der Dichter selbst die Dramatik der Situation durch immer größer werdende Versblöcke in einem Frage-und-Antwortspiel unterstreicht, ist die Nichteinhaltung der Verszahl insgesamt und die einzelner Blöcke im besonderen unerklärlich und nicht gut zu ertragen (S. 62–65).

Es mag dies ein Extremfall sein. Grundsätzlich aber gilt weiterhin die Frage, ob eine Abweichung im Versumfang überhaupt erlaubt ist. Wenn ja, dann höchstens, wenn Struktur und Rhythmus unverändert bleiben. Jenseits dieser Grenze wäre eher von Nachdichtung, nicht mehr von Übersetzung zu reden.

Positiv ist zu vermelden, dass Schäfer alle Teile der ersten Kavafisausgabe einer gründlichen Revision unterzogen und, wo nötig, Verbesserungen vorgenommen hat. Dabei hat er auch Anregungen von dritter Seite berücksichtigt, wenn sie ihm sinnvoll erschienen. So ist in die Neuausgabe auch ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichttitel im griechischen Original und in der jeweiligen deutschen Übersetzung aufgenommen worden, welches das bisher allein vorhandene werkchronologische Verzeichnis ergänzt. Dass die griechische Seite dabei in Großbuchstaben erscheint, ist sicher dem Umstand geschuldet, dass die normale Kleinschreibung auch die korrekte Akzentsetzung erforderlich gemacht hätte, die der Druckerei offensichtlich Probleme bereitet – mit Sicherheit zum Verdross des Herausgebers.

Zum Schluss noch zwei angenehme Beobachtungen: Der Dank an die Ehefrau Maro SCHÄFER für ihre Unterstützung bei der Übersetzungsarbeit und bei der Neugestaltung des ganzen Bandes hat seinen würdigen Platz dadurch gefunden, dass die Publikation insgesamt nun ihr gewidmet ist. Und: Konstantinos KAVAFIS, der Revolutionär in der neugriechischen Dichtung, hat seinen korrekten Vornamen wieder gefunden (wie in einer nächsten Ausgabe sicher auch Bertolt BRECHT, S. 484). Auf dem leicht dandyhaften Foto auf dem jetzt festen, im Titel leicht veränderten Einband schaut er den Betrachter mit jenem nachdenklichen und wissenden Blick an, den man aus seinen Gedichten zu kennen glaubt. Eine treffliche Einladung zum Lesen.

Bochum

GERHARD EMRICH

BORBÁLA KESZLER, KLÁRA LENGYEL: *Ungarische Grammatik*. Aus dem Ungarischen übertragen von einer Übersetzergruppe unter der Leitung von B. Keszler und A. Péteri. Buske: Hamburg 2008. XIV, 270 S. ISBN 978-3-87548-405-2.

Die Ungarn sehen ihr Land als Teil Mitteleuropas, was geographisch fraglos richtig ist. Aber kulturgeschichtlich (und besonders in der Volkskultur) hat das Land starke Bindungen an diejenigen Nachbarländer, die wiederum zum „Balkan“ im weiteren Sinne gerechnet werden. Daher sieht sich die Südosteuropa-Gesellschaft zuständig

für das gesamte frühere Transleithanien, also die Slowakei und Ungarn ebenso wie Siebenbürgen und Binnenkroatien (nördlich der Save), die alle geographisch nicht zur Balkanhalbinsel zählen. Dass die Ungarn in philologisch-linguistischer Hinsicht im Donau-Karpatenraum eine Sonderrolle spielen, liegt an der Sprache mit ihrer eigentümlichen Struktur. Bei näherem Hinsehen erweist sich aber, dass es sogar hier tiefe Beziehungen zu den Nachbarsprachen gibt (Wortschatz, Syntax des Nebensatzes). Anders gesagt: es gibt keine Grenzen, die so scharf sind, wie es die Nationalphilologen gerne hätten.

Die deskriptive Linguistik, also die Sprachbeschreibung in Grammatik und Lehrbüchern, folgt bis heute der Nationalphilologie, indem sie die internationale Terminologie vermeidet und eigentümliche Fachbegriffe verwendet, die zum Teil schon lange in den Schulbüchern festgeschrieben sind¹. Zum Teil werden aber auch heute noch neue Termini geprägt, weil eben die moderne Linguistik nicht an Ungarns Grenzen Halt macht. Der Mix aus altertümlichen Fachbegriffen, wie wir sie auch in Deutschland bis zum 2. Weltkrieg im „Sprachlehre-Unterricht“ benutzten (z.B. *Wesfall* für Genitiv, *Mittelwort* für Partizip u.ä.) und Termini des Distributionalismus und der Dependenzgrammatik macht nun eine neu erarbeitete ungarische Grammatik etwas sperrig für die Rezeption außerhalb Ungarns. Das Original erschien 2002 in Budapest (*Kis magyar grammatika*) und wurde für den Buske-Verlag übersetzt, bearbeitet und namentlich in den sprachlichen Beispielen erweitert.

Um es gleich vorweg zu sagen: das Ergebnis der Bearbeitung besticht durch die große Zahl von lexikalischen Beispielen aus der neuesten Umgangssprache, z.B. ‚klonen‘ (klónozni), ‚surfen‘ (szörfözni), ‚Akku‘ (aksi), ‚Copy shop‘ (másolda) u.v.a. (S. 131f.). Solche Wörter findet man nicht einmal im *Wörterbuch der ungarischen Umgangssprache* von Thomas C. DAHN (Buske 1999), geschweige denn in den gängigen ungarisch-deutschen Wörterbüchern größeren Formats (HALÁSZ). Allerdings steht zu befürchten, dass Wörter aus diesem Lexikonbereich wegen des technischen Fortschritts auch rascher Veralterung unterliegen und sich nicht im allgemeinen Sprachgut festsetzen. Immerhin zeigen sie aber, dass Ungarisch unterhalb des geschriebenen Registers keineswegs gegen lautliche Übernahmen resistent ist, sofern die Lexeme dem phonologischen System der Zielsprache angepasst werden können.

Die vorliegende ungarische Grammatik ist in sechs große Abschnitte gegliedert, die von den kleinsten sprachlichen Einheiten (Phoneme und Morpheme) zur vermeintlich »größten« sprachlichen Einheit², den Sätzen, voranschreiten. Auf die Einleitung (S. 1–7) folgt die Morphologie, wiederum untergliedert in Wortformenlehre (S. 9–22), Wortarten (S. 23–117) und Wortbildung (S. 119–143), dann die Syntax mit den Unterkapiteln Syntagmen (S. 145–152) und Sätze (S. 153–246). Es folgt ein Anhang mit Abkürzungen, Literaturverzeichnis und einem Sachregister. Die Wortarten werden traditionell benannt, also Verb, Substantiv, Adjektiv usw. Nur der

¹ RÁCZ, Endre & Etel TAKÁCS: *Kis magyar nyelvtan* [Kleine ungarische Sprachlehre]. Erstausgabe 1959. Budapest: Gondolat-Talentum, 10. Auflage 1992, 332 S. ISBN 963-282-678-7.

² Man spricht längst von transphrastischen Einheiten, d.h. schon seit mindestens 30 Jahren gilt der Text als größte sprachliche Einheit und die text-organisierenden Mittel müssten Gegenstand auch der Grammatikschreibung sein. Ansatzweise findet man so etwas im Kapitel »Typen der nebenordnenden Satzverbindungen« (S. 232ff.).

Terminus »Verbalnomen« ist gewöhnungsbedürftig, denn er umfasst die nominalen Formen des Verbs: Infinitiv, Partizip, Verbaladverb. Als Funktionswörter werden Hilfsverb, Postposition, Verbzusatz (= Verb-Präfix), Konjunktion, Partikel, Artikel und Negation zusammengefasst. Die Satzlehre folgt dem Aufriss der Dependenzgrammatik insofern, als das Verb (hier »Prädikat« genannt) mit seinen obligatorischen (Subjekt, Objekt) und fakultativen Ergänzungen (Adverbialien) den Leitfaden bilden. Das »Attribut« (S. 199–203) fällt aus dieser Systematik heraus, weil es adnominal ist, also keine Ergänzung zum Verb, sondern zu nominalen Satzgliedern, darstellt. Danach werden hypotaktische und parataktische Satzstrukturen erläutert.

Es wäre zu überlegen, ob nicht der Aufbau der Grammatik genau umgekehrt hätte gestaltet werden sollen, und zwar von der obersten Struktur-Ebene, dem Satz, zur untersten, den Phonemen und Morphemen, was hier zusammenfassend »Segmente« genannt wird. Dadurch hätte sicher die Klarheit der Terminologie didaktisch gewonnen, weil manche Begriffe zunächst wiederholt benutzt werden, obwohl sie erst später bei der Syntax eine sachliche Erklärung finden. Das gilt insonderheit für die »asemantischen Bestimmungen«, von denen wiederholt die Rede ist (S. 90, 176, 185, 247). Es gibt in der Sprache nichts Asemantisches („Bedeutungsloses“). Dieser Terminus wird aber des öfteren in der Übersetzung der Grammatik verwendet und bedeutet wohl „unspezifisch“ (fuzzy), siehe S. 179 unten: „semantisch nicht bestimmbar, also asemantisch“. Mit anderen Worten, es ist eine Restkategorie, die alles umfasst, was nicht als *kausal*, *temporal*, *lokal*, *modal* usw. angesprochen werden kann. Aus den Beispielen auf S. 185 ist zu entnehmen, dass es sich um Rektionsfragen handelt: *verantwortlich für*, *träumen von*, *verliebt in*, *urteilen über* sowie schließlich der Infinitiv als Objekt (*tanul uszni* ‚er/sie lernt schwimmen‘). Wir finden auch »asemantische Adverbialsätze« (S. 210), z.B. *Olyanról álmodik, ami elérhetetlen* ‚Er/sie träumt von etwas, was unerreichbar ist‘.

Die vorliegende Grammatik ist sicher nicht aus der Erfahrung im Unterricht mit Ausländern hervorgegangen, sonst hätte man einige Lücken gefüllt, die den Nachschlagewert der Grammatik erheblich mindern. So z.B. steht im Kapitel »Verbalgenus« (S. 34f.) nichts Brauchbares über die ungarischen Äquivalente des Passivs, denn ein echtes Passiv gibt es ja nicht. Es gibt vielmehr vier Passiv-Umschreibungen: a) Faktitiv/Kausativ *-at/tat + ik*, b) Reflexiv (*-ul/kod-ik*), c) 3. Person Plural Aktiv, d) umgangssprachlich: Verbaladverb + *lenni* ‚werden‘. – Bei der »Wortfolge« wird verabsäumt darauf zu verweisen, dass sich im heutigen Ungarisch die Satzgliedfolge SVO inzwischen weitgehend als Norm etabliert hat³, obwohl in den typologischen Beschreibungen immer noch steht, es handle sich um eine SOV-Sprache (mit dominanter Verb-Endstellung). – Es wird explizit (S. 16) behauptet, es gebe außer *leg-* und *legesleg-* (höchste Steigerungsstufe) keine »Präfixe«. Stattdessen bezeichnet man das, was in früheren Grammatiken Verbalpräfix genannt wird, hier als »Verbzusatz«. Die

³ Ein überzeugendes Beispiel: *Marika belépett az új lakásba, szétnézett, és bejárta a tágas szobákat, aztán elégedetten felbírta az édesanyját* (S. 231) ‚Marika trat in die neue Wohnung ein, schaute sich um und beschrift die geräumigen Zimmer, danach rief sie zufrieden ihre Mutter an‘. Die Satzgliedfolge ist wie im dt. Hauptsatz, aber man beachte, dass in der dt. Übersetzung drei Verben mit getrenntem Präfix stehen (eingeklammertes Objekt), während die Verbzusätze im ung. Satz hier (zusammengeschrieben) vor dem Verb stehen!

mit der praktischen Handhabung dieser Verbzusätze verbundenen Schwierigkeiten der Wortfolge werden allerdings nicht thematisiert, womit dem Ausländer ein Bären-dienst erwiesen wird. Bei SZENT-IVÁNYI (1995) umfasst § 157 (Wortfolge) immerhin fast 4 Seiten und stellt das Problem der trennbaren Präfixe übersichtlich dar, bei TOMPA (1968) ist sogar auf S. 339 von „unterbrochener Präfixfolge“ (*el tudom mondani* ‚Ich kann es erzählen‘) die Rede⁴. – Wünschenswert wäre übrigens ein Register der Suffixe und Hilfswörter gewesen, da viele Morpheme mehrfach in verschiedenen Kapiteln unter jeweils anderen Strukturgesichtspunkten behandelt werden.

Im Register findet man kein Stichwort *Relativsatz*, dafür gibt es ein langes Kapitel über Attributsätze (S. 220–223), und bei den »Wortarten« gibt es eine kurze Aufzählung der Relativpronomen (S. 65). Der explizit nicht behandelte Relativsatz wird u.a. unter »Qualitätsattributsätze« (S. 221) dargestellt, d.h. in einem Kapitel zusammen mit Vergleichssätzen (so ... wie) und Konsekutivsätzen (so ... dass). Der Grund für diese Anordnung wird auf S. 205 geliefert: „Relativpronomen sind eigentlich von der Wortart her keine Konjunktionen, sondern gehören zu den Hauptwortarten. Ihre Funktion im komplexen Satz ist aber mit der der Konjunktionen identisch“. Das hat zur Folge, dass im ganzen Kapitel »Satzgliedexplizierende Nebensätze« (S. 207ff.) mit allen Untergliederungen Relativpronomen vorkommen, z.B. *Az történt, amit jósoltál* ‚Das ist passiert, was du vorausgesagt hast‘ (steht unter »Subjektsatz«). – Die sog. »Satzverflechtung« (S. 206) wird in anderen Darstellungen als *Anhebung* (raising) bezeichnet, z.B. ‚Hier willst du, dass ich mich hinsetze?‘ (*Ide akarod, hogy üljek?*).

Druckfehler sind unerheblich, aber es gibt bisweilen sprachliche Merkwürdigkeiten im Deutschen, z.B. ung. *printel-ni* ‚drucken‘ wird mit »printen« wiedergegeben. Faxen und Emails gibt es in unserer Sprache, aber Printen sind ein Gebäck! Völlig irreführend ist die Verwendung des Wortes »Aspekt« (S. 195f., 217), was in der Linguistik gewöhnlich auf die Verbmorphologie (Tempus-Aspekt-Modus) bezogen wird, hier aber im wörtlichen Sinne ‚Aussehen‘ meint. Der Verbalaspekt heißt in dieser Grammatik (S. 103f., 124) *Aktionsart*. – Völlig falsch übersetzt sind:

- (1) S. 65 *némileg* ‚einigermaßen‘ (statt »geschlechtlich«)
- (2) S. 91 *reggel óta* ‚vom Morgen an‘, oder ‚seit der Früh‘ (statt »seit morgen«)
- (3) S. 112 *szabadság* ‚Freiheit‘ (statt »Frieden«)
- (4) S. 151 *az udvaron* ‚auf dem Hof‘ (statt »im Garten«), ebda. *szemük* ‚ihre Augen‘, *kezük* ‚ihre Hände‘ (statt »die Augen/Hände«).
- (5) Auf S. 152 fehlt im ungar. Beispiel das Objekt ‚eine Zigarette/*cigaretta*‘: *rágyújtottam volna* ‚ich hätte ... angezündet‘.

Da der Buske-Verlag das Buch von SZENT-IVÁNYI nicht nachdrucken wird (der Rest der Auflage wird derzeit veramscht), müssen wir uns wohl auf längere Sicht mit der Grammatik von KESZLER und LENGYEL begnügen. Der Rezensent hegt jedoch starke Bedenken, sie Studierenden zu empfehlen, weil die verwendete Begrifflichkeit sehr gewöhnungsbedürftig und die Orientierung erschwert ist (Es ist nachgerade irreführend, wenn beispielsweise auf S. 243 von »Parenthese« die Rede ist). Da niemand bei

⁴ TOMPA, József (1968): *Ungarische Grammatik*. Budapest: Akadémiai kiadó, 426 S., – SZENT-IVÁNYI, Béla (1995): *Der ungarische Sprachbau*. Eine kurze Darstellung mit Erläuterungen für die Praxis. 1. Aufl. 1964. Hamburg: Buske, 151 S. ISBN 3-87548-101-1.

uns Ungarisch als erste Fremdsprache lernen wird, wäre es zweckmäßiger anzuknüpfen an schon bekannte Sprachbeschreibungen und deren heutige Terminologie. Gleichwohl ist dem Verlag zu danken, der schon eine finnische und eine rumänische Grammatik herausgebracht hat. Wer sich darauf einlässt, die ganze ungarische Grammatik zu lesen, wird sicher Gewinn daraus ziehen. Für Typologen, die gewöhnlich den Einstieg über das Register wählen, ist das Buch aber zu unübersichtlich.

Bremen

ARMIN HETZER

FRANZ FUCHS (Hg.): *Osmanische Expansion und europäischer Humanismus. Akten des interdisziplinären Symposions vom 29. und 30. Mai 2003 im Stadtmuseum Wiener Neustadt* (= Pirkheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung Bd. 20). Harrassowitz: Wiesbaden 2005. 188 S. ISBN 3-447-03990-0.

In dem hier vorgestellten 20. Band des renommierten Pirkheimer Jahrbuchs finden sich einige der Beiträge, die als Vorträge eines interdisziplinären Symposiums gleichen Titels der Willibald-Pirkheimer-Gesellschaft im Verbund mit dem Kulturamt der Stadt Wiener Neustadt sowie dem dortigen Stadtmuseum – anlässlich des 550. Jahrestages der Eroberung Konstantinopels durch MEHMET II. FATİH – gehalten wurden, abgedruckt. Auf ein Vorwort des Herausgebers F. FUCHS (p. 7) folgen sieben Einzelbeiträge verschiedener Symposiums-Teilnehmer (pp. 9–161), ein Nachruf (p. 163f.) sowie eine Sammlung von Rezensionen (pp. 165–188), die – ebenso, wie der Nachruf – in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Tagung oder den in dem Band enthaltenen Aufsätzen steht.

In dem den Kreis der Beiträge eröffnenden Aufsatz Stephan FÜSSELS, „Türkenfurcht“ in der Propaganda Kaiser Maximilians I.“ (pp. 9–30), behandelt der Vf. die „Türkenfurcht“ im Spiegel der aufkommenden Medien des 16. Jh.s (wie der „Newen Zeytungen“ und anderer Drucke). Hierbei geht Füssel – auf einige einleitende Bemerkungen folgend – zunächst auf „die Habsburger und die ‚Türkenproblematik‘“ ein, bevor er die „Türkenfrage“ im „Ruhmeswerk“ Kaiser MAXIMILIANS I., in in „Zeitungen“ zur Böhmenschlacht (1504) gedruckten Liedern, in den Reden italienischer Humanisten (als Kreuzzugsmotiv) und schließlich im Gebetbuch Kaiser Maximilians I. behandelt. Im Falle des Letzteren geht Füssel auf die bildlichen Darstellungen aus den Händen DÜRERS, CRANACHS d. Ä. u.a., in denen der Kreuzzugsgedanke Ausdruck findet, ausführlicher ein.

Daniela RANDO beschreibt in ihrem Beitrag „Antitürkendiskurs und antijüdische Stereotypen: Formen der Propaganda im 15. Jahrhundert am Beispiel Trient“ (pp. 31–52) die Behandlung der „Türkengefahr“ und des Feindbildes des Judentums vor dem Hintergrund einer durch das Entstehen neuer Kommunikationsformen seit dem 15. Jh. sich bildenden „öffentlichen Meinung“. Sie stellt hierbei zunächst, auf einige eher allgemeine Bemerkungen folgend, die Umsetzung auf der lokalen Ebene durch das Wirken des Bischofs von Trient, Johannes HINDERBACH (1418–1486), dar (pp. 33–41) – vor allem die im Zuge der Behandlung der „Türkenfurcht“ in den der Eroberung Konstantinopels folgenden Jahrzehnten und der angeblichen Opferung des SIMON